

Ilinca Florian  
*Als wir das Lügen lernten*

ILINCA FLORIAN

*Als wir  
das Lügen  
lernten*

Roman

Karl **Rauch**

*Für meine Eltern*

<i>Das Schiffswrack</i>	7
<i>Fahrverbot</i>	20
<i>Mittagschlaf</i>	32
<i>Fahrradfahren</i>	45
<i>Splitterspiele</i>	56
<i>Das Stethoskop</i>	68
<i>Tanztee</i>	81
<i>Die Neuigkeit</i>	94
<i>Der Brief</i>	106
<i>Großmutter fragt</i>	121
<i>Von Bergen und Bananen</i>	134
<i>Abbild</i>	146
<i>Auszug</i>	158
<i>Das fremde Haus</i>	176

## *Das Schiffswrack*

Der Himmel ist heute dunkler als sonst. Bis jetzt hatten wir jeden Tag Sonne. Ich fahre mit meinen Pupillen die Ränder der schmalen Wolken ab, die sich dicht an dicht aneinander-schlängeln, wie ein Schwarm von Kaulquappen. Ich liege im Salzwasser, mache meine Zehen lang, strecke meine dünnen Finger dem Horizont entgegen, greife nach Algen und erschrecke nicht. Letzten Sommer noch fand ich sie ekeleregend wie abgestandene Nudeln, stets hatte ich Angst vor der Berührung mit dem klebrigen Gras. Dieses Jahr bleibt nur die Furcht vor den Quallen. Ich kneife die Augen zusammen, weil nun doch ein Strahl Sonne durch das Wolkengeflecht dringt. Ich blinzle und lasse mich auf dem Wasser treiben, das beruhigende Schwarz vor Augen, da werde ich mit einem schnellen Griff am Arm, an der Schulter gepackt.

Ein Körper, nicht viel größer, aber weitaus kräftiger als meiner, drückt mich nach unten. Meine Arme und Beine strampeln und rudern, ich schnappe nach Luft, ich schlucke das salzige Wasser. Meine rechte Hand formt eine Faust und hämmert gegen den Brustkorb meines Cousins. Meine Augen brennen, ich vergesse immer, sie beim Tauchen zu schließen, ich brülle, ich weiß, dass mich keiner hört, hier unten ist es still. Ich zapple wie ein Fisch, der auf Sand gestrandet ums Überleben kämpft. Mein Bruder kommt mir zu Hilfe, er packt den Übeltäter am Nacken und ruft: »Wir wollen langsam los.« Unerwartet schnell lässt mein Cousin von mir ab. Ich schiebe mich hoch, hinaus aus diesen dunklen Untiefen, ich keuche, als endlich Luft durch meine

Atemwege strömt. Ich kreische aus voller Kehle in der Hoffnung, dass alle Erwachsenen mich hören, aber sie sind winzige Umrisse in der Ferne, die Tücher zusammenlegen oder ihre Köpfe über Bücher beugen, deren Seiten von der Sonne vergilbt sind. Keiner interessiert sich für mich, umso lauter schreie ich. Mein Cousin sagt: »Komm mal runter«, streckt seinen Arm in meine Richtung, ich rümpfe die Nase und fasse seine Hand und lasse mich an Land ziehen. Bevor wir aus dem Wasser stapfen, mahnt er mich, still zu sein, mich unauffällig zu verhalten, er greift mit seiner freien Hand in die sanft summenden Wellen, die uns nur noch bis zu den Knöcheln reichen. Ich habe keine Lust auf seine Spielchen, ich löse mich aus seinem Griff, laufe zu meinem Vater auf das Handtuch. Mein Bruder ist dabei zu packen, er hat bestimmt schon Hunger, er ist immer der Erste, der aufbrechen will, weil er sich schon nach dem Abendessen sehnt.

Breit grinsend stapft mein Cousin durch den heißen Sand, bewegt sich in großen Schritten auf uns zu, hinter seinem Rücken hat er etwas versteckt, er sagt nichts und keiner beachtet ihn, also grinst er noch angriffslustiger. Ich verdrehe die Augen, und bin zugleich voller Erwartung – was führt er im Schilde? Er gibt mir noch einmal mit einem seiner langen Klavierspielerfinger das Zeichen, die Klappe zu halten. Er ist jetzt ganz nah bei uns. Meine Mutter reicht meiner Tante eine leere Wasserflasche, die sie in ihre Basttasche packt. Mein Vater sagt laut in meine Richtung, dass wir gehen. »Jetzt gleich!«

Ich starre gebannt auf den Rücken meines Onkels, sehe die weichen dunklen Haare, die aus seinen Achselhöhlen ragen und in der Sonne glänzen, die roten Stellen, die er im Nacken bekommen hat, weil er zu selten im Schatten liegt. Er döst, seine Augen sind geschlossen, vielleicht träumt er sogar und versäumt den allgemeinen Ruf zum Aufbruch. Sein Sohn wird dem sanften Schlummer schnell ein Ende setzen. Wie ein Tennisspieler holt er aus und klatscht seinem

Vater eine tote Qualle von der Größe eines Spiegeleis mitten auf den Rücken.

Ich fange an zu lachen, die Wut auf meinen Cousin ist verflogen, in wenigen Minuten hat er sich in meinen Augen vom Peiniger zum Clown gewandelt. Er selbst hat keine Zeit, mitzulachen, sein Opfer ist aufgesprungen, die Qualle auf das Handtuch gerutscht. Sein Vater hechtet hinter ihm her, vollführt mit ausgebreiteten Armen Drohgebärden, greift dabei jedoch mehr in die Luft, als wirklich Widerstand zu suchen. Mein Cousin wirft seine langen Beine, seine dunklen Haare sind strähnig und steif vom Salzwasser und wehen im Wind. Er läuft ins Wasser, lacht schrill wie ein Mädchen, ich lache mit, auch wenn er mich nicht hört. Mein Onkel gibt schnell auf, er geht nicht gerne ins Wasser, die Verfolgungsjagd wird vertagt, er bremst im Sand und flucht ins Leere, kehrt zu uns auf die Handtuchinsel zurück und sagt laut: »Genug Sonne und Strand für heute.«

Wir rennen durch ein Maisfeld. Mein Cousin läuft vor mir her, er ist viel schneller als ich, die langen Blätter der Maisstauden streifen meine Beine. Es tut ein wenig weh, aber mir gefällt der Schmerz. Am Abend werde ich meine Unterschenkel unter kaltes Wasser halten und mir die dünnen Striemen in der braun gebrannten Haut ansehen. Mein Cousin bleibt stehen, endlich, ich will nicht mehr laufen, ich hechle wie ein Rudel getriebener Hunde, die Augustsonne brennt auf uns herab. Das Meer rauscht hinter unseren Köpfen, es klingt weiter weg, als es ist. Meine Füße bremsen im Staub, ich greife mit meinem Arm nach dem Rücken meines Cousins, er dreht sich nicht um, er sagt nichts, steht nur steif zwischen zwei Maisstauden. Eine Stimme ruft nach uns. Es ist meine Tante, sie ruft unsere Namen, sie ist nicht weit weg, wir hören ihre Schritte auf dem Schotterweg, der das Maisfeld auf der rechten Seite begrenzt. Mein Cousin

wendet jetzt den Kopf, er lächelt breit und bedeutet mir, bloß nicht den Mund aufzumachen. Mein Vater ruft jetzt auch nach uns, ich höre, wie er flucht. Er sagt, er fahre noch heute mit uns nach Bukarest, wenn es so weiterginge.

»Ich zerre euch ins Auto und es gibt keine Widerrede.«

Meine Tante versucht, ihn zu beruhigen: »Es sind Kinder!« Der Sanftmut in ihrer Stimme klingt nicht echt. Ich grinse jetzt, ich will den Ton angeben, ich lasse mir nicht sagen, wie weit ich rennen soll. Wir schleichen uns an den Schotterweg heran, hören die Schritte meines Vaters, sagen nichts. Meine Tante sagt: »Sie sind bestimmt schon zu Hause.« Papa flucht nicht mehr, er atmet laut und geht jetzt schneller. Meine Haut juckt von der Hitze, ich habe Blasen an den Füßen von meinen Plastiksandalen. Wir sehen den Erwachsenen hinterher, wie sie zu Punkten werden, die auf die asphaltierte Landstraße nach links abbiegen. Ich stelle mir vor, wie sie im Ferienhaus die Wassermelone aufschneiden werden, die wir gestern gekauft haben. Ich will ihnen hinterherlaufen, will rufen: »Es tut uns leid, wir sind doch da, wartet!« – doch mein Cousin zieht mich an der Hand in die Maisstauden zurück, er zeigt auf das Meer, er sagt: »Deine Mutter ist noch im Wasser!«, und wir drehen um.

Meiner Mutter fehlen nur Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen, um das sein zu können, was sie wirklich sein will: ein Fisch, ein Wal, eine Möwe auf dem Wasser. Während alle anderen dreimal am Tag baden gehen, taucht sie doppelt so oft in ihr salziges, nasses Zuhause. Den kurzen Strandbesuch vor Sonnenuntergang, der meist ihr alleine gehört, nicht mitgerechnet. Während mein Vater und ich dann auf dem großen, schwarz-weiß gestreiften Laken sitzen und die Augen zusammenkneifen, um ihren Hinterkopf, der zwischen den kleinen Wellen immer kleiner wird, zu erkennen, wähnt sie sich im Paradies. Auch jetzt, als mein Cousin und ich am Strand ankommen, ist der Kopf meiner

schönen Mutter eine kleine Murmel in der Ferne. Wir winken ihr ohne Worte, sie sieht uns nicht, sie schwimmt weiter und weiter, ich blicke auf das Wasser, halte meinen kleinen Finger vor das rechte Auge, schließe das linke und messe mit dem Daumen die Distanz zwischen meiner Mutter und dem Schiffswrack. In dem Gemälde, das wir jeden Tag von unserer Liegefläche am Strand aus ansehen, befindet sich das Schiffswrack rechts in der Ecke, und es jagt mir Angst ein. Alle reden vom selben Wrack, aber jeder hat eine andere Vorstellung davon, wie lange es schon dort liegt. Jeder gibt eine andere Schätzung darüber ab, wann das Schiff wohl gekentert ist. Meine Tante sagt, es sei passiert, als es während eines Sturms gegen einen großen Felsen prallte. Jedes Jahr, wenn wir ans Schwarze Meer zurückkehren, ist das Hinterteil des Wracks noch ein Stück weiter ins Wasser hinabgesunken, das Schiff wird immer kleiner, aber es ist immer noch viel von ihm da. Ich stelle mir vor, wie ich einmal alt sein werde und das Wrack nicht mehr da sein wird.

Mein Cousin kneift mich in den Arm. Er macht das oft, ohne Grund, er will mir wehtun. Er zeigt auf meine Mutter und sagt: »Sie wird noch auf das Wrack steigen, glaubst du nicht?«

»Nein«, sage ich, weil ich ihr das nicht zutraue.

»Sie war aber schon mal ganz nah dran. Das weißt du?«

Ich zucke mit den Schultern, ich will nicht darüber reden, mir jagt alles Angst ein, was mit dem Schiffswrack zu tun hat. Ich glaube, es hausen unheimliche Tiere unter und auf dem Deck und in der Nähe der Schiffswände. Ich will, dass meine Mutter jetzt umdreht.

»Vielleicht kommt sie nie wieder«, sagt mein Cousin und verscheucht eine Fliege, die sich auf seine Schulter gesetzt hat.

»Glaubst du, sie schwimmt in den Westen?«, frage ich ihn.

Mein Cousin sagt: »So ein Quatsch!«, und: »Das schaffen nur sehr, sehr wenige«, und beginnt, die Sandburg, die wir

heute Morgen gebaut haben, zu zerstören. Er tritt mit den Füßen gegen die Türme, er steigt in die kleinen Kanäle, die zwischen zwei Burgmauern verlaufen.

»Warum?«, schreie ich.

»Die Wellen würden sie sowieso verschlucken«, sagt er.

Mamas Kopf wendet sich endlich uns zu, ihr kleines helles Gesicht ragt aus dem dunklen Meer und steuert auf uns zu. Ich winke, etwas verzögert winkt sie zurück. Mein Cousin setzt sich auf das Laken, er kramt in Mamas großer Tasche aus Leinen. Nichts Essbares darin. Der Körper meines Cousins ist drahtig wie meiner, wir sind zwei braun gebrannte, magere Hampelmänner, ständig werden wir von unseren Eltern aufgefordert, mehr zu essen. Keiner sieht, dass wir immer dann nach Essen suchen, wenn die anderen nicht hinsehen. Vielleicht essen wir einfach nicht gerne in ihrer Anwesenheit. In Mamas Tasche findet mein Cousin nur ihre Zigaretten. Seine Augen werden groß, er nimmt eine Zigarette aus der Schachtel, schiebt sie hinter sein rechtes Ohr. Er posiert vor mir wie ein Fotomodell. Einmal hat er sich eine angezündet, in Bukarest, auf dem Balkon. Aber ich glaube, er hat nicht richtig daran gezogen.

Meine Mutter kommt aus dem Wasser, sie läuft auf uns zu und lächelt. Ihr blauer Badeanzug glänzt in der untergehenden Sonne. Wir sind die Letzten am Strand, außer einer alten Frau und einem kleinen Mädchen – sie liegen noch näher an der bulgarischen Grenze als wir. Die Frau packt einen Rucksack, während das Mädchen sich die Haare abtrocknet. Meine Mutter schlüpft aus dem nassen Badeanzug, sie trocknet sich ab, setzt sich in das große Handtuch gehüllt neben uns und zieht mit einem Handgriff die Zigarette hinter dem Ohr meines Cousins hervor.

»Wart ihr nicht schon weg?«, fragt sie und versucht, die Zigarette mit ihrem gelben Feuerzeug anzuzünden. Es funktioniert nicht, sie versucht es noch einmal unter dem Dach,

das sie aus ihrem Handtuch baut. Das machen alle Erwachsenen, wenn der Wind zu stark bläst. Man braucht eine kleine Schutzvorrichtung, hinter der die Zigarette Feuer fangen kann. Mein Cousin zuckt mit den Schultern, ich sage: »Er war kacken im Maisfeld!« Er gibt mir einen Klaps auf den Hinterkopf, ich trete gegen sein Schienbein. Dann springe ich auf, er hinterher, die Jagd geht los. Wir laufen Achten, er dicht hinter mir, ich auf das Wasser zu, schäumende kleine Wellen prallen gegen meine Fußknöchel. Er ist schneller als ich, aber er tut zu Beginn so, als sei er es nicht, das macht er bei jeder unserer Verfolgungsjagden. Als das Spiel zu Ende ist, liegt er auf mir und reibt mein Gesicht mit nassem Sand ein. Ich schreie wie am Spieß.

Meine Mutter zieht an ihrer Zigarette und sieht aufs Wasser. Sie drückt den glühenden Stummel in den Sand, steht auf und zieht ein mit gelben und roten Rosen gemustertes Kleid über den Kopf. Mit kräftigen Schlägen schüttelt sie ihr Strandlaken und ihr Handtuch aus, der Wind treibt Sand- und Salzkörner aus dem Stoff in die Abendluft.

Wir öffnen das kleine Tor zum Garten. Meine Tante, mein Onkel und mein Vater sitzen am langen Tisch neben dem Brunnen und bereiten das Abendessen vor. Meine Tante schält Kartoffeln, mein Vater nimmt einen Fisch aus. Als er uns sieht, flucht er laut. Meine Mutter sagt, er solle nicht fluchen, wir schleichen uns davon in den hinteren Teil des großen Gartens. Wir wollen keine Handtücher aufhängen, wir wollen keine Tomaten schneiden, Mama kann noch so laut rufen. Mein Cousin zieht mich an den Gemüsebeeten und den türkischen Toiletten vorbei. Er hält meine Hand ganz fest und sagt: »Die Henne hat wieder Babys, komm mit.« Der Hühnerstall ist viel größer als das Kaninchengehege, an heißen Tagen stinkt es hier nach Mist, und die kleinen Küken trippeln hintereinander aus einer Ecke in die andere, die Hühnermutter ist nicht in Sicht. Mein Cousin greift

durch den Drahtzaun nach ihnen und erwischt das einzige hellbraune zwischen den gelbweißen Küken.

»Lass es mich anfassen!«, bitte ich. Er hält es ganz nah an seine Brust, läuft los, seine Fußsohlen klatschen auf den quadratischen Steinplatten, die zurück in den Hauptgarten führen. Ich schreie, ich will das kleine, weiche Tier auch halten, ich beginne zu weinen und laufe ihm hinterher. Wir jagen an den Erwachsenen vorbei, mein Vater legt ein langes Messer auf dem Tisch ab und hält mich am Unterarm fest, ich kreische, ich brülle, er soll mir nicht wehtun. Die Gutsbesitzerin kommt aus dem Flachbau. Die blöde Kuh kommt jetzt nur raus, weil ich geschrien habe, vorher hat sie bestimmt schon ewig am Fenster gestanden und die Erwachsenen beobachtet. Meine Tante geht zu ihr, sie flüstern. Meine Mutter beugt sich zu mir, während Papa mich noch immer festhält, und sagt etwas, das ich gar nicht höre. Es ist mir egal, soll sie doch wieder schwimmen gehen. Mein Cousin steht am Brunnen, streichelt das Küken und grinst mich an. Sein Vater geht auf ihn zu, er sagt laut, er solle das lassen mit dem Tiere stehlen, mein Cousin sagt: »Ich stehle nicht, ich habe es lieb.«

Ich schreie über den Hof hinweg, dass er ein gemeiner Mensch sei.

Die Gutsbesitzerin sagt: »Sie können ihr ja schlecht den Mund zuhalten, aber wenn mein Bruder aufwacht, dann ...« Sie schüttelt den Kopf, will wieder in ihre Hütte, in die kleine dunkle Küche zurück, da packt mein Onkel seinen Sohn grob am Arm, er greift nach dem Küken, mein Cousin geht in die Hocke und dreht sich weg, er kämpft um das Tier, bis es zu Boden fällt. Der kleine Vogel bleibt kurz liegen, läuft dann los, sprintet, jagt über den Steinboden an den Gartenpflanzen vorbei und verschwindet im dichten Malvenbeet rechts vom Eingang. Die Gutsherrin stößt einen Fluch aus, presst Drohungen zwischen ihren Lippen hervor. Sie wolle

uns nicht noch einmal bei den Tieren sehen. »Froh bin ich, so froh, dass ich keine Kinder habe«, sagt sie und knallt die Tür hinter sich zu.

Mein Onkel zerrt jetzt meinen Cousin am Arm, zieht ihn zum langen Tisch.

»Tu mir nichts!«, kreischt sein Sohn wie eine Opernsängerin, seine Stimme ist so schrill, dass es wehtut.

Er posaunt in die Welt hinaus, dass ihm Unrecht geschehe. Ich sitze am Tisch und lächle vor mich hin, während ich anfangs, einen großen Maiskolben aus den dünnen Blättern herauszuschälen. Ich liebe es, wenn er Theater spielt. Meine Tränen von eben sind noch nicht getrocknet, aber ich sehe und höre so gerne, wie er die anderen in den Wahnsinn treibt. Ich lache laut. Meine Tante reißt mir den Maiskolben aus der Hand, sie sagt, ich mache es nicht richtig. Meine Mutter bringt den großen Kochtopf, drei Maiskolben schwimmen schon darin, sie bedeutet meiner Tante, noch einen hinein zu legen. Mein Cousin hat sich an den Tisch gesetzt und begutachtet die Wunden, die man ihm zugefügt hat. Er streckt den Arm in meine Richtung.

»Schau mal«, sagt er, da ist tatsächlich eine kleine dunkle Stelle über seinem Ellbogen.

»Das wird ein fieser blauer Fleck«, sage ich.

»Kindesmisshandlung«, brüllt er. Mein Onkel steht am Grill und schweigt. Meine Tante steht auf, streicht ihm über den Kopf.

»Du hast bestimmt Hunger.«

»Seit Stunden«, sagt er und kratzt mit einem Metallstab in der Glut.

Mein Bruder kommt aus dem hinteren Teil des Gartens. Er hat einen langen Mittagsschlaf gemacht, so wie fast jeden Tag, wenn wir vom Strand zurückgekehrt sind. Seine schwarzen Haare stehen in alle Richtungen ab, er reibt sich die Augen, meine Mutter küsst ihn auf die Stirn.

Mein Cousin sagt, er solle jetzt aber mithelfen. »Das Essen macht sich nicht von selbst.«

Ich lache und kann nicht mehr aufhören. Mein Cousin ist wortgewandt. Er redet schon wie die Erwachsenen. Mein Bruder setzt sich zu uns, legt seine Hände auf dem blauen Tischtuch aus Plastik ab, er sieht den Zwiebelringen zu, wie sie aus den Händen meiner Tante in die Salatschüssel fallen. Ich stoße ihn in die Rippen, ich will, dass er mitlacht, aber mein Bruder ist noch müde und hat wahrscheinlich Hunger und schweigt. Das Messer meiner Tante schneidet schneller. Ich lache hysterisch, mein Vater sagt, ich solle entweder in mein Zimmer gehen oder endlich still sein.

Ich gehorche schlagartig, ich will auf keinen Fall ins Zimmer. Erst jetzt merke ich, dass mein Magen knurrt.

Die kleine Laterne leuchtet auf unsere Teller voller Gräten und Salatreste herab. Meine Finger, mit denen ich den Maiskolben eingerieben habe, sind mit Butter verschmiert. Mein Kopf lehnt an der Schulter meiner Tante, sie kraut mich hinterm Ohr. Alle haben aufgeessen, nur mein Onkel ist noch damit beschäftigt, die Augen des Fisches auszuhöhlen, um danach zwei kleine dunkle Pillen nacheinander den Rachen hinuntergleiten zu lassen. Mein Cousin klopft mit den Fingern auf seinem nackten Bauch.

»Zieh dir endlich etwas an«, sagt seine Mutter. »Du bist viel zu dünn.« Sie wiegt meinen linken Arm in der Luft. »Insektenarme. Mücken seid ihr, kleine Mücken.«

Ich winde mich aus ihrer Umklammerung. Ich stehe auf, mein Vater denkt wahrscheinlich, ich wolle wieder zum Stall. Ich sage laut: »Ich muss mal!«

Die Luft ist endlich abgekühlt, aber die quadratischen Steinplatten, die zu den türkischen Toiletten und den Duschen führen, sind noch warm. Ich öffne die quietschende Tür zum ersten Klo in der Reihe, ich gehe immer auf das erste. Mama hat gesagt, sie geht jedes Mal auf ein anderes, als

ich sie gefragt habe, welches Klo sie nimmt. Nachts macht mir der Gestank hier drin nicht so viel aus. Es gibt in jedem Plumpsklo eine kleine Glühbirne rechts oben in der Ecke, aber ich bin zu faul, sie einzuschalten. Ich steige auf die Brettvorlage, ziehe meine Unterhose runter und warte. Durch einen schmalen Spalt unter der Tür dringt ein wenig gelbes Licht herein. Die Grillen zirpen unter dem dunklen Himmel. Hier drinnen hausen viele Fliegen. Sie lieben den Kot, hat mir meine Tante erklärt, deshalb soll ich immer schnell machen, wenn ich auf die Toilette gehe. Jetzt höre ich keine Fliege, ich stelle mir aber vor, wie eine unter meinem Hintern Kreise dreht. Draußen trappeln Schritte über den Steinweg. Meine Mutter spricht. Ist sie mir nachgelaufen? Sie sagt etwas, aber ich kann nicht verstehen, was. Ein Mann spricht. Er klingt wie der dumme Bruder der Gutsbesitzerin. Ich habe Angst vor ihm. Er hat zwei Gesichter: entweder grinst er schief oder er macht die Augen ganz klein und lässt seine Mundwinkel nach unten hängen. Meine Tante hat gesagt, sie habe Mitleid mit ihm. Was macht er hier nachts? Er ist bei den Duschen. Ich höre seine Schritte. Er hat sehr große Füße. Jetzt raschelt es im Gebüsch. Ich pinkle ein paar Tropfen, mehr geht aber nicht. Ich muss ganz dringend, aber vor Aufregung kriege ich nichts raus. Wer ist da? Jetzt verstehe ich die Worte meiner Mutter. Ein paar zumindest.

»Nach dem Frühstück. Lieber nach dem Frühstück.« Mit wem spricht sie?

Die Männerstimme sagt noch etwas, Schritte tapen durch das Gebüsch. Ist der Bruder der Gutsherrin hinter mir? Spricht er mit meiner Mutter? Jetzt höre ich nichts mehr. Eine kleine Ewigkeit lang zirpen nur die Grillen, ein Holzbrett in der Klokabine nebenan knarrt, ich presse alles zusammen da unten, ich will jetzt pinkeln. Da wird die Tür vor mir aufgerissen, ein lauter Schrei lässt die Luft erbeben. Es ist nicht meiner, mir bleibt das Herz stehen, aber ich

kann nicht schreien. Mein Cousin steht vor mir. Er brüllt wie ein kleines Mädchen, er lacht und kreischt. Ich hasse ihn. Ich habe mein rechtes Bein angepinkelt. Neben ihm steht mein Bruder und sagt nichts. Dann fängt er an zu kichern. Ich springe runter auf den Boden, laufe wie ein Windhund über den Steinweg zurück zu den Erwachsenen und schwöre heimlich Rache.

Meine Eltern sagen, wir müssten jetzt endlich ruhig sein. Ich frage Mama, was sie vorhin bei den Duschen gemacht hat. Sie zündet sich eine Zigarette an, saugt den Rauch langsam ein und sieht mich verwundert an.

»Du kleine Träumerin«, sagt mein Onkel.

»Ich habe sie gehört, ganz sicher.«

Meine Tante räumt Teller zusammen, baut einen Turm aus Gräten und befiehlt baldige Nachtruhe.

»Weißt du, wo die Jungs sind?«, fragt sie mich.

Ich weiß gar nichts, ich bin müde, ich sage: »Ich hasse euch alle!«, und laufe quer durch das Malvenbeet zu den Schlafzimmern.

Mein Bruder und mein Cousin spielen hier hinten mit ihren Rennautos. Das Lieblingsauto meines Bruders fährt nicht mehr so gut, zu viel Sand ist zwischen die Räder geraten. Mein Vater hat ihnen gestern verboten, die Autos mit an den Strand zu nehmen. Sie haben sie heimlich eingesteckt. Jetzt dürfen sie nicht herumheulen, wenn etwas kaputt ist. Ich setze mich aufs Bett, meine Tante hat es heute frisch bezogen. Auf den Kissen sind Kirschen aufgemalt, auf dem Laken Apfelbäume. Die Puppe mit den blonden Haaren liegt unter einem Kissen, sie tut mir leid, sie bekommt bestimmt keine Luft. Ich hole sie hervor und lege sie auf das Laken. Sie sieht mich dumm an, ich will nicht mit ihr spielen, ich vermisse Anca. Ich habe viele Puppen, aber nur eine beste Freundin. Sie heißt Anca und ist unsichtbar. Sie ist nicht mitgekommen in den Urlaub. Auch in Bukarest

sehen wir uns nie, aber wir telefonieren sehr oft. Vor ein paar Tagen habe ich versucht, sie von hier aus zu erreichen, aber die Verbindung war sehr schlecht.

Durch das Fliegengitter am Fenster scheint Licht auf den dunklen Hinterkopf meines Cousins. Etwas Spucke spritzt zwischen seinen vollen Lippen hervor, während er Motorgeräusche für sein Auto brummt. Meine Mutter kommt ins Zimmer, ich ziehe mir das Laken über den Kopf, stelle mich schlafend. Sie setzt sich auf mein Bett, reißt das schützende Laken von meinem Körper, sie riecht noch nach Meer.

Sie sagt, ich solle mir die Zähne putzen gehen.

»Ich bin schon lange eingeschlafen, Mama.«

Das beeindruckt sie nicht. Sie streicht mir über die Stirn, ich drehe mich weg, ich fange an zu weinen. Die Rennautos krachen zusammen, mein Cousin gibt quietschende Laute von sich, mein Bruder brüllt, er ist beleidigt, ich starre meiner Mutter ins Gesicht.

»Warst du das wirklich nicht vorhin, am Klo?« Sie sieht mich an, wie sie Papa immer ansieht, wenn er etwas von seiner Arbeit erzählt, das sie nicht interessiert. Ihre Augen sehen höflich zu mir hinunter, aber sie versteht mich nicht.

»Vorhin. Bei den Duschen. Als ich auf dem Klo war«, sage ich leise. Sie steht auf. Als sie in den Türrahmen tritt, dreht sie sich noch einmal um und lächelt. Meine Lippen sind trocken, ich lecke sie mit der Zunge ab. »Mama.« Sie hat sich noch nicht weggedreht, sie lächelt aber nicht mehr, sie will hinaus.

»Glaubst du, das Küken ist jetzt tot?«

»Welches Küken?«

Zornig zeige ich auf meinen Cousin. »Das er gestohlen hat.« Mein Cousin sieht mich nicht an, er lacht laut, er schleift das Rennauto über den alten Holzboden. Schwungvoll wendet meine Mutter den Kopf von mir ab, sie geht nach draußen und sagt mit weicher Stimme: »Denk nicht mehr darüber nach.«

## *Fahrverbot*

Mein Vater will losfahren, aber Mama ist nicht da. Sie ist noch einmal zum Strand gelaufen. Ich sage, ich kann sie holen, ich werde schnell sein, ich mache ihr Druck.

Mein Vater schüttelt wortlos den Kopf, ich solle lieber beim Proviantpacken helfen. Am langen Tisch steht die Gutsbesitzerin neben meiner Tante und drückt ihr drei Fleischtomaten in die Hände.

»Wir sind doch schon so vollgepackt«, klagt meine Tante und sieht die Frau mit der sonnenegerbten Haut flehend an.

»Nächstes Jahr müsst ihr wiederkommen«, sagt diese. Der Fisch sei in dieser Saison nicht der beste gewesen, aber nächstes Jahr ... »Das ist wie mit dem Wein, ein Jahr guter, ein Jahr schlechter.«

Meine Tante wischt sich den Schweiß von der Stirn, sieht auf ihre kleine Uhr mit dem dünnen Lederarmband. Sie packt ein Stück Ziegenkäse in dunkles Papier, lächelt der Gutsbesitzerin bemüht ins Gesicht und wirft gleich darauf meinem Onkel, der einen großen Lederkoffer durch den Garten schleppt, einen genervten Blick zu.

»Wir können ja auch schon vorfahren«, sagt sie.

»Ich fahr einfach schnell zum Strand und hole sie«, ruft er und verschwindet hinter dem Gartentor.

»Du stehst nur im Weg.« Meine Tante schickt mich vom Tisch weg. Mein Cousin und mein Bruder sind noch duschen, da will ich jetzt nicht hin. Leise schleiche ich mich wieder in die Nähe meines Vaters. Er schiebt Taschen im

Kofferraum unseres Wagens von links nach rechts. Der türkisblaue Trabant meines Onkels setzt sich in Bewegung, die Reifen wirbeln Staub auf, der an den verschwitzten Beinen meines Vaters landet, jetzt hat er noch einen Grund zu fluchen.

»Kann ich etwas rausholen aus meinem Rucksack?«, frage ich.

»Was?«

»Das Buch mit dem Pinguin.«

»Das kannst du doch schon auswendig.«

»Es gibt eine Stelle, die kann ich noch nicht auswendig. Die Stelle, als der Pinguin endlich am Südpol angekommen ist.« Seufzend schiebt er eine große Reisetasche zur Seite, sagt »Bitte« und lässt mich den Kopf in die Tiefen des Kofferraums stecken. Mit dem Pinguinbuch unter dem Arm laufe ich ein letztes Mal zum Hühnerstall. Ich setze mich auf den steinigen Boden und sehe durch das Drahtgitter. Die Mutterhenne ist im Stall, ihre Küken laufen ohne Ziel und Verstand im rostroten Sand ihre Runden. Von drinnen höre ich Wasser in der Dusche fließen, hinter mir nahende Schritte, bestimmt mein Bruder oder mein Cousin. Ich blicke hinter mich, der Bruder der Gutsbesitzerin kommt auf mich zu. Sein behäbiger Gang wirft einen langen Schatten auf die sonnenerhitzten Steinplatten. Ich habe keine Angst vor ihm. Immer wenn ich ihn sehe, bin ich gespannt, was er als Nächstes sagen wird. Heute sagt er gar nichts. Er bleibt stehen, starrt zu mir herunter, nach einer Weile führt er seine Hand an die Lippen. Er greift mit Daumen und Zeigefinger eine unsichtbare Zigarette und zieht daran. Er grinst mich an und saugt Rauch in sich auf, den es gar nicht gibt. Ich kann ihn nicht gut sehen, die Sonne blendet mich, ich halte mir die rechte Hand vor das Gesicht. Der Mann raucht und raucht, ich sage: »Kann ich ein Küken haben?« Er sagt nichts, er geht in die Knie und sieht durch das Gitter. »Welches

hättest du denn gerne?« Ich verstumme, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Der Mann lacht laut. Sein Gesicht nähert sich meinem, er riecht so wie mein Onkel immer riecht, wenn er viel Bier getrunken hat. »Merk dir, Mädchen.« Ich rutsche mit meinem Hintern auf dem Steinboden ein Stück nach hinten, ich habe doch ein bisschen Angst vor ihm.

»Ich bin kein Mädchen«, sage ich laut. Mein Cousin stapft auf uns zu, er hat ein Handtuch um die Hüften gewickelt, jetzt tut er wieder so, als wäre er ein erwachsener Mann. Er wischt sich die nassen Haare aus der Stirn, streift sie nach hinten, er fühlt sich schön. Er winkt mir zu, ich winke nicht zurück, ich sehe den Bruder der Gutsbesitzerin an. Meine Tante ruft laut nach meinem Cousin.

»Ich bin aber nackt«, brüllt er zurück.

»Ist mir egal!«

Mein Cousin starrt mich an, ich glaube, sein Blick will sagen: »Brauchst du Hilfe?« Bevor ich antworten kann, dreht er sich um und läuft in den größeren Teil des Gartens. Ich stehe auf, ich sehe noch einmal in den Hühnerstall. Die große Henne tritt jetzt aus ihrem Haus. Der Mann tippt mir vorsichtig auf die Schulter.

»Pass auf, was du dir wünschst. Man täuscht sich oft.«

Ich verabschiede mich, ich sage: »Hoffentlich sehen wir uns nächstes Jahr wieder.« Der Mann lächelt. Ich hüpfte über die Steinplatten.

Er ruft: »Warum willst du ein Küken und keine Katze?« An der Stelle, an der eine riesige Sonnenblume den Weg kreuzt, bleibe ich stehen. Ich denke nach. Meine Tante ruft jetzt auch nach mir, ihre Stimme ist sehr laut. Ich wusste gar nicht, dass sie so laut sein kann. Ich drehe mich um, die Sonne scheint mir in den Nacken, ich sage: »Bukarest ist voller Katzen!« Der Mann sagt nichts, sein Kopf sinkt unmerklich nach unten. Nickt er mir zu? Langsam hebt er seinen rechten Arm in die Höhe, er winkt, er winkt »Adieu«.

Ich winke zurück und renne los und bleibe erst stehen, als ich bei Papas Auto bin.

Meine Mutter starrt auf das weite Meer. Ich sehe durch das hinuntergekurbelte Fenster und nicke mit dem Kopf die rot-weiß-rot gestreiften Kilometersteine, die die Nationalstraße säumen, ab. Mein Bruder wollte bei meinem Onkel mitfahren, nicht, weil mein Cousin da mitfährt, wie er gesagt hat, sondern weil der Trabbimotor nicht so laut ist wie der unseres Dacias. Ich bin glücklich, weil ich die Rückbank für mich alleine habe, und traurig darüber, dass wir Richtung Stadt fahren. Meine Mutter sagt, sie könnte das ganze Jahr hier leben. Mein Vater schweigt. Ich frage, warum wir immer nur im Sommer ans Meer fahren. Niemand antwortet. Ich richte mich auf, sehe durch die hintere Windschutzscheibe zum Auto meines Onkels, ich schneide Grimassen, werfe meinen linken Arm aus dem Fenster. Warum macht mein Cousin nicht mit? Mein Onkel starrt auf den flimmernden Asphalt, und nach einer Weile erbarmt er sich meiner, er lächelt und winkt. Wir winken eine Weile hin und her.

»Gleich fängt es an zu regnen«, sagt Papa.

»Ich bin gespannt, ob meine Kollegin am Montag im Büro ist.«

»Du meinst, ob sie das Ausreisevisum bekommen hat?«

»Ihr würde ich das Ganze auch ohne Visum zutrauen«, sagt meine Mutter.

Das Wort »Visum« ist oft gefallen im letzten Jahr, ich habe noch nicht verstanden, was es heißt. Die Erwachsenen reden viel vom Westen und vom Osten. Sie sagen »dort« und »hier«. Ich mag das Hier sehr, frage mich aber oft, wie es dort sein mag. Frankreich und das schöne Paris sind scheinbar genauso Westen wie Deutschland. Großmutter verabscheut Deutschland. Sie hat mir eine Zeitschrift mit vielen Schwarz-Weiß-Bildern gezeigt, als ich letztes Mal bei

ihr war. Auf den Fotos waren Soldaten zu sehen und Stacheldrahtzäune. Großmutter hat gesagt, Deutschland sei das Land der Nazis. Sie wollte mir mehr dazu erklären, das Telefon klingelte, sie ist rangegangen und hat mit einer Freundin über ein Kochrezept gesprochen. Als sie aufgelegt hat, wollte ich noch einmal wissen, was Nazis sind. Sie hat gesagt: »böse, böse Menschen«, mir über den Kopf gestrichen und mich nach dem Kindergarten gefragt. Ich schlage mein Buch auf, das vom reisenden Pinguin handelt. Die Seiten sind von der Sonne, in der es lag, vergilbt, einige Seiten fallen schon raus. Den Anfang lese ich nicht, ich kenne die Bilder und den Text ohne hinzusehen, aber das Ende der Geschichte habe ich erst zweimal laut gelesen. Die ersten Tropfen prasseln gegen das Fenster. Ich strecke mich auf der Rückbank in die Länge und döse weg.

Als ich aufwache, hat mein Vater sein Fenster runtergekurbelt. Er spricht mit einem fremden Mann. Ich stütze mein Gesicht auf Mamas Sitzlehne ab, der Stoff kratzt wie ein rauher Teppich unter meinem Kinn. Sie sieht mich streng an, jetzt sehe ich, dass mein Vater mit einem Polizisten spricht.

»Wir waren im Urlaub, da hört man nicht jeden Tag Radio.« Der Mann notiert etwas in ein Büchlein, sein Kopf pendelt langsam von links nach rechts. Meine Mutter schiebt mein Kinn zur Seite, ich begreife ohne Worte, dass ich jetzt keine Fragen stellen soll. Der Mann sagt etwas, ich verstehe nur »Pflicht ...« und »Bürger ...« Es regnet noch, ich sehe dicke Tropfen, die auf das Büchlein des Mannes fallen. Sie prasseln auf den Ledereinband. Mein Vater klopft mit den Fingern gegen das Lenkrad. Er nuscht etwas von »Ausnahme« und bittet meine Mutter, ihm sein Portemonnaie zu geben. Er nimmt ein paar Scheine heraus. Der Polizist richtet sich vom Fenster auf, blickt langsam nach links und nach rechts. Er sieht elegant aus, wie ein Schauspieler, er lässt sich Zeit. Dann beugt er sich wieder runter und legt

ganz langsam seine Hand auf der Kante des Autofensters ab. Er schüttelt den Kopf und sieht meinen Vater an, wie meine Mutter mich immer ansieht, wenn ich Milch oder Tee auf dem Tisch verschüttet habe, dann streckt er seine große Hand, seine Pranke durch das offene Fenster unseres Dacias. Mein Vater legt die Scheine hinein. Der Mann weist nach vorne auf die Straße. Papa startet den Motor, wir fahren weiter. Mein Vater flucht.

»So einen Unsinn habe ich noch nie gehört. Wie kann man sich so etwas nur ausdenken? Benzinsparmaßnahme ...«

Ich sehe nach hinten durch die nasse Windschutzscheibe. »Wir müssen warten«, sage ich zu meinem Vater. Der Trabbi hinter uns bremst. Der Polizist mustert den Wagen, aber mit meinem Onkel will er nicht sprechen, er winkt ihn sofort durch. Mein Vater drückt auf das Gaspedal, er sagt: »Aha.« Meine Mutter sieht ihn an.

»Einen Sonntag dürfen die mit geraden Kennzeichen, den nächsten die mit ungeraden fahren. Hat er doch gesagt.«

»Da hast du besser aufgepasst als ich.« Langes Schweigen während der Regen nachlässt. Mein Onkel gibt Hupzeichen und grinst durch die Scheibe. Mein Vater lacht nicht. Er flucht und kann nicht damit aufhören.

»Hätte ich Muskeln, ich hätte mich mit diesem lahmar-schigen Staatsdiener angelegt.«

»Gut, dass du keine hast«, sagt meine Mutter.

Als wir ankommen, ist es Nacht. Unsere Wohnung riecht anders als vor dem Urlaub. »Unser Nachbar hat die Pflanzen nicht richtig gegossen. Er hat es übertrieben«, sagt meine Mutter zu meinem Vater und beugt sich über unsere große Wohnzimmerpflanze mit den langen grünen Blättern. »Schau mal, die hier schwimmt im Wasser!«

Mein Vater sagt: »Der Schimmel ist nicht weit.«

Ich habe die letzten Stunden im Auto geschlafen und bin jetzt hellwach. Ich öffne die Tür zu unserem Balkon, trete nach draußen, sehe hinunter auf die Straße, auf die dunklen Pflastersteine, in denen sich die Laternen am Gehsteig als gelbrote Punkte spiegeln. Der Trabbi setzt sich in Bewegung, mein Cousin streckt den Kopf aus dem Fenster, er ruft etwas. Ich kann hören, wie sein Vater vorne am Lenker laut sagt: »Du spinnst, halt jetzt die Klappe!« Mein Cousin lacht laut, was er gesagt hat, habe ich nicht verstanden. Ich höre nur, wie mein Onkel immer lauter wird. Ich winke runter. Warum macht niemand mit bei meinem »Adieu-Spiel?« Warum winkt mein Cousin nicht zurück? Er hat es mir beigebracht, und jetzt macht er nicht mit. Mein Bruder steht hinter mir. »Du musst auch helfen beim Tragen. Ich kann nicht mehr.«

Meine Mutter schließt die Balkontür hinter uns zu. »Wollt ihr Brote essen oder lieber Polenta mit Schafskäse und Joghurt?«, will sie wissen

»Polenta!«, schreit mein Bruder.

Ich habe keinen Hunger, aber ich will baden. Papa sagt, das gehe jetzt nicht. Er ist verschwitzt vom Koffertragen. »Warum?«, frage ich. Er antwortet mir nicht. Er trägt Koffer in das Elternschlafzimmer und nuscht etwas von »Schimmelgeruch überall«. Ich renne zu meiner Mutter in die Küche. Sie stellt einen Topf mit Wasser auf den Gasherd, schüttet Polenta aus einer Kartonpackung in eine Schüssel. Die gelben Körner rieseln durch ihre langen Finger. Meine Mutter sieht traurig aus. Sie denkt bestimmt an das Meer. Ich ziehe an ihrem Rockzipfel und sage laut: »Ich stinke!«

Sie lächelt. Das macht mich noch wütender.

»Du kannst heute Abend nicht mehr duschen, weil wir kein Warmwasser haben.« »Hat der böse Staatsmann es wieder abgestellt?«

»Nein, wir haben es abgestellt über die Ferien.«

Mein Bruder setzt sich an den Küchentisch und spielt mit einem Rennauto, er schüttelt den Kopf über meine Dummheit.

»Deck mal lieber den Tisch«, sagt meine Mutter.

»Und was macht er?« Ich zeige auf meinen Bruder.

»Ich habe gerade Koffer geschleppt.«

Ich will baden, ich will baden, ich will baden. Ich nehme einen Kochtopf aus dem Küchenschrank, unseren größten. Mein Cousin hat behauptet, mein Kopf passe da bestimmt dreimal hinein. Ich stehe auf Zehenspitzen am Herd, hebe den Topf auf ein Herdauge. Die Gasflamme unter dem anderen Topf flackert hell.

»Pass auf! Was soll das?«, zischt meine Mutter.

»Letztes Mal, als es kein warmes Wasser gab, haben wir doch auch selbst welches gekocht?!«

Meine Mutter nimmt den Kochtopf wieder vom Herd und stellt ihn in den Schrank. Ich stampfe mit dem Fuß auf. Erste Tränen quellen unter meinen Augenlidern.

»Du kannst morgen baden«, sagt meine Mutter ruhig und zündet sich eine Zigarette an. Aus dem rotlackierten Schrank über der Spüle nimmt sie eine kleine Flasche. Ich weiß, was es ist. Es ist Wodka. Mein Bruder und mein Cousin haben vor den Ferien davon gekostet und die Augen fest zusammengekniffen danach. Sie schüttet ein wenig aus der Flasche in ein Glas, das Papa oft als Eierbecher nutzt. Sie trinkt davon. Ihre Augen zeigen keine Regung. Sie ist ganz ruhig, zieht an ihrer Zigarette. Ich hasse sie, wenn ich sie um etwas bitte und sie nicht deutlich »Nein« sagt und einfach ruhig bleibt, nicht zornig, nicht laut wird.

Ich laufe durch das Wohnzimmer, ich sprinte in den hinteren Teil der Wohnung. Im Badezimmer drehe ich den roten und den blauen Schraubverschluss am Wasserhahn voll auf. Es gibt einen kleinen Knall, dann strömt gelbliches

Wasser in die Wanne. Das Wasser wird milchig, dann klar. Ich halte meine Hand darunter – es ist kalt. Ich schraube den blauen Verschluss zu, jetzt fließt gar kein Wasser mehr. Mein Vater steht hinter mir und schüttelt den Kopf.

»Ich will baden«, brülle ich wieder. Er ist nicht ruhig wie meine Mutter, er packt mich am Arm und sagt, ich solle jetzt still sein. Alle Welt wisse bereits, dass ich baden wolle.

Ich reiße meinen Arm los, laufe zurück in die Küche. Mein Bruder stiert immer noch auf die Räder seines Rennautos. Mutter rührt mit einem Holzlöffel die Polenta um, während sie mit der freien Hand ihre Zigarette hält, daran zieht und sie im Aschenbecher neben dem Herd ablegt. Ich heule, ich brülle: »Warum darf ich nicht bei meinem Cousin schlafen? Die haben bestimmt heißes Wasser.«

»Haben sie nicht«, sagt Mama. »Hör jetzt auf mit dem Zirkus.«

Ich stochere mit der Gabel im Polentabrei. Mein Bruder schleudert mit einem großen Löffel das dritte Mal Joghurt auf seinen Teller und schiebt den Schafskäse darunter in die gelbe Masse.

»Ich werde bei den Nachbarn klingeln, vielleicht darf ich bei ihnen baden!«, verkünde ich. Papa sagt, wenn ich nicht sofort aufhöre mit dem Thema, werde er richtig sauer. Ich nehme seine Worte nicht ernst, seinen Gesichtsausdruck schon. Immer wenn er böse wird, presst er die Lippen ganz fest aufeinander und legt seine Stirn in Falten. Er schwitzt auf der Nase.

»Du musst ein bisschen essen«, sagt meine Mama und schiebt den Teller näher zu mir. Ich erkläre noch einmal, dass ich keinen Hunger habe. Mama sagt, ich könne mich nicht mein ganzes Leben lang nur von Maiskolben und Wassermelone ernähren, wie im Urlaub. Ich schiebe den Teller weit von mir weg, ich schmolle, ich weiß, gleich werde ich wieder losheulen. Ich will so gerne in die Badewanne,

vielleicht kann man sie nur zur Hälfte füllen, warum versteht mich keiner, ist denn das zu viel verlangt.

Papa steht von seinem Stuhl auf, er schlendert aus der Küche. Ich laufe hinterher, an ihm vorbei ins Badezimmer, ich knalle die Tür hinter mir zu.

Ich kreische: »Ich. Bin. Dreckig.« Ich will abschließen, habe aber vergessen, dass mein Bruder die kleine Kette am Türriegel abgerissen hat. Mein Vater stürzt hinein. Ich sehe seine dunklen Socken auf die senfgelben Bodenfliesen treten.

»Du darfst nicht hier rein!«, schreie ich. Er sagt, ich solle das lassen mit dem Gebrüll nachts.

»Wenn du unbedingt in die Wanne willst, dann kommst du jetzt in die Wanne.«

Ich höre meine Mutter aus der Küche fragen, ob sie für Papa Teewasser aufsetzen soll, dann höre ich nichts mehr. Papa packt mich an den Hüften, hebt mich über den Wannenrand, er steckt mich wie eine große Holzpuppe, deren Gliedmaßen lose an ihrem Körper flattern, in die Wanne und dreht den Wasserhahn auf. Er greift zum Duschkopf, er hält ihn gerade über meinen Kopf, zielt auf meine Schultern, meinen Nacken. Das kalte Wasser knallt mir ins Gesicht, meine rote Bluse wird nass, es läuft über meine Knie und meine Fußknöchel. Ich schreie so laut ich kann, schleudere Arme und Beine von mir, aber Papa ist viel stärker, auch ohne Muskeln. Ich bin machtlos und lasse es geschehen. Mein Körper kühlt ab, meine Kraft lässt nach, ich ergebe mich. Meine Haare, meine Unterhose sind nass, ich will jetzt, dass er aufhört. Meine Mutter kommt ins Badezimmer und dreht den Hahn zu, sie schiebt Papa zur Seite.

Sie nimmt mich in den Arm und starrt ihm ins Gesicht.

»Musste das sein?«

»Sie hat zu viel Energie«, sagt er und dreht sich weg.

»Das ist doch kein Grund.«

»Ich habe ihr nicht wehgetan, man musste sie beruhigen. Ihre Nerven.«

Ich heule in Mamas Schulter, nie wieder werde ich mit Papa sprechen. Mein Bruder steht in der Tür und beobachtet alles, als wäre er ein Fremder, der zu Besuch ist in unserer Wohnung und zusehen darf, was hier so geschieht.

Meine Mama bringt mich ins Bett, sie streicht mir über das feuchte Haar, aber auch mit ihr will ich nie wieder sprechen. Mir fehlen die Grillen aus dem Garten am Meer. Ich hasse die Bettwäsche hier in Bukarest, der Saum kratzt. Das Stockbett knarrt, Papa hat es letzten Winter gebaut. Ich darf oben liegen, weil ich nachts nicht so oft auf die Toilette muss wie mein Bruder. Ich drehe den Kopf unter Mamas Hand weg. Als sie endlich das Licht ausschaltet, rufe ich Anca an. Meine einzige Freundin. Ich öffne meine Hand, halte sie nah an meine Lippen, spreche hinein. Mein Bruder ruft etwas nach oben. »Halt's Maul«, sage ich. Ich will jetzt nur mit Anca sprechen.

»Es war sehr schön, ja. Ich habe versucht, dich zu erreichen, aber das ging ganz schlecht von da. Doch, es gibt da Telefonleitungen, aber eben nicht die besten«, flüstere ich. Ich erzähle Anca von meinem Sonnenbrand an den ersten Tagen, den meine Tante mit Joghurt behandelt hat.

»Den ganzen Körper mit Joghurt eingeschmiert?«, fragt Anca und ich kann sehen, wie sie den Kopf schüttelt am anderen Ende der Leitung.

»Diese Methode ist total veraltet, aber na ja, wer sich keine Kosmetik leisten kann, muss eben auf Hausmittelchen zurückgreifen.«

Danach ist sie dran. »Erzähl!«, sage ich. »Wieder ein neuer? Wirklich?« Ich liebe Anca. Ihr Leben ist so aufregend.

Ancas Tochter hat einen Mann kennengelernt, einen anständigen, denkt sie. »Den hat sie auch verdient, nach dem Reinfall letztes Jahr«, sage ich. Mein Bruder nuschelt: »Ich

will schlafen.« Ich antworte nicht. Ich flüstere mit Anca, berichte ihr vom Bruder der Gutsbesitzerin, von dem Schiffswrack, von den Außenduschen beim Hühnerstall. Die Worte prasseln durch die Leitung wie Perlen einer Kette, die jemand durchgerissen hat. Ich will nicht mehr erzählen, ich will Fragen stellen, zu diesem neuen Mann, vielleicht wird er Ancas Schwiegersohn, aufregend ist das. Anca ist erwachsen. Sie ist erfahrener als ich, sie kennt das Leben schon. Immer wenn ich mit ihr spreche, bin ich auch erwachsen. Wir sind das, was man beste Freundinnen nennt. Mein Bruder kann nuscheln, was er will, ich höre ihn nicht, er interessiert mich nicht. Ich brauche nur Ancas Stimme in meinem Ohr. Meine Wut auf Papa ist verflogen, meine Tränen sind getrocknet, ich habe vergessen, dass ich nicht dreckig ins Bett wollte, und schlafe ein.